

Zwischen den Fronten

NIGERIA Eine der größten Nationen der Welt versinkt in einem Strudel aus kaum fassbaren Grausamkeiten, Terror, ethnischen und religiösen Konflikten. Nun wird in Nigeria gewählt – was alles noch schlimmer machen kann. *Von Fritz Schaap und Andy Spyra (Fotos)*



Vermittler Musa

An einem Morgen in Nigeria, zu Beginn einer weiteren Woche, in der er bis zur Erschöpfung dafür kämpfen wird, dass sein Land nicht zerfällt, kommt Sadeeq Musa in dem Dorf der frischen Gräber an. Vor ihm liegen verbrannte Hütten, die Fenster sind durch die Hitze zerborsten, es riecht nach Ruß. Es gibt keinen Strom, kein fließend Wasser, keinen Staat mehr.

Ein junger Mann kommt auf Musa zu. Joshua Moses hat fast alles verloren. Er zeigt auf das Haus, in dem seine vier Brüder verbrannt seien. »Selbst den Generator für die Wasserpumpe haben sie gestohlen«, sagt er mit rauer Stimme. Gut drei Wochen vor Musas Besuch, erzählt er, seien die Viehhirten in Ancha eingefallen, bewaffnet mit Sturmgewehren. Er habe sie kommen sehen, habe sich im Busch versteckt, während die Dächer in Flammen aufgingen. »Ich sah sie Häuser plündern und Ziegen stehen«, sagt Moses. Dann begann das Töten. Schreie, Stille. Moses traute sich zurück ins Dorf. 18 Leichen lagen verstreut. Nun markiert ein Halbkreis aus Steinen ihre Gräber.

Ob es keinen Schutz gegeben habe, fragt Musa, der Vermittler. Die Soldaten, die seit einem vorherigen Angriff im Dorf stationiert waren, hätten nichts unternommen, antwortet Moses leise. »Sie sagten, wir sollen uns selbst verteidigen.« Er schaut auf die Erde, unter der seine Brüder liegen. »Doch womit?«

Es ist diese Hilflosigkeit, die viele in Nigeria teilen. Denn Musas Heimatland ist dabei zu zerfallen.

Mehr als 216 Millionen Menschen leben in dem Vielvölkerstaat, 2050 könnten es laut Uno bereits 400 Millionen sein, mehr als in den USA, fast so viele wie in der EU. Nigeria ist der bevölkerungsreichste Staat Afrikas, hat nominell das höchste Bruttoinlandsprodukt des Kontinents, eines der größten Ölvorkommen. Seine Filmindustrie, »Nollywood«, produziert rund 2500 Filme jährlich. Und doch bezeichnen Experten Nigeria zunehmend als »failed state«, hat die Regierung in weiten Teilen des Landes keine oder wenig Kontrolle, leben mehr als 60 Prozent in Armut.

Im Nordwesten des Landes terrorisieren Warlords und Banditengruppen die Bevölkerung. Im Nordosten kämpfen die Dschihadisten von Boko Haram und dem örtlichen Ableger des »Islamischen Staats«. Im Nigerdelta, dessen Umwelt durch die Ölförderung zerstört wird, schwelt ein blutiger Sezessionskonflikt. Selbst das Meer ist nicht sicher: Am Golf von

Guinea überfallen Piraten Schiffe und terrorisieren Fischerdörfer. Und der Middle Belt, ein Gürtel, der sich über mehrere Hundert Kilometer breit von West nach Ost spannt, versinkt in Gewalt. Bauern und Viehhirten streiten um fruchtbares Land. Hier lebt Musa.

»Die Sicherheitslage ist so schlimm wie nie«, sagt der Sicherheitsexperte Cheta Nwanze vom nigerianischen Thinktank SBM Intelligence. Im Februar finden Wahlen statt, die Gewalt nimmt zu. Gerade erst hat der Wahlleiter gewarnt, dass deshalb die Parlamentswahl abgesagt oder verschoben werden könnte.

In Musas Heimat, dem Bundesstaat Plateau, zeigt sich der Zerfall des Landes besonders deutlich. Hier treffen sich Nord und Süd, Christentum und Islam, hier ballen sich ethnische und religiöse Spannungen, Entführungen sind an der Tagesordnung, Gesetze gelten vielerorts nichts mehr.

Im Dorf Ancha steht Musa beim Treffen mit dem SPIEGEL im vergangenen Jahr nun unter einer Akazie und versucht zu begreifen, was geschehen ist. Ein feingliedriger, groß gewachsener Mann, die Hosen an den Säumen abgewetzt, die Schuhe aus-

getreten. Zwei Goldzähne sitzen dort, wo ihn einst die Eisenstange eines Räubers traf. So erzählt er es. Sein Lächeln wirkt wie Routine, übergeblieben aus vergangenen Tagen.

»Alle Seiten sagen immer, sie wüssten nicht, warum sie angegriffen werden. Aber sie lügen!«, sagt Musa. Er glaubt, der Überfall hänge mit fünf Kühen zusammen, die hinter dem Dorf erschossen worden seien. Fünf Kühe reichen hier offenbar, um ein Massaker auszulösen.

»Wahrscheinlich war es Rache«, sagt Musa. Manchmal, erklärt er, vergifteten die Farmer das Wasser, um die Kühe der Hirten zu töten, oder sie streuten Gift aufs Gras. Ancha liegt an einem Fluss, der ganzjährig Wasser führt. Tomaten wachsen dort und Paprika. Hirten und Farmer, beide beanspruchen das fruchtbare Land.

Musa verteilt seine Nummer, macht sich Notizen. Er bittet Moses, ihn anzurufen, wenn sich ein Angriff abzeichnet. Dann steigt er ins Auto. Es sei nicht sicher an diesem Ort, sagt er. »Ein Leben hier hat keinen Wert.« Langsam steuert sein Fahrer den Wagen durch enge Kurven. Erst neulich sei er an dieser Stelle unter Feuer geraten, erzählt Musa. Wenn man ihn fragt, was er tut, um mit dem Grauen umzugehen, sagt er: »Ich weine.«

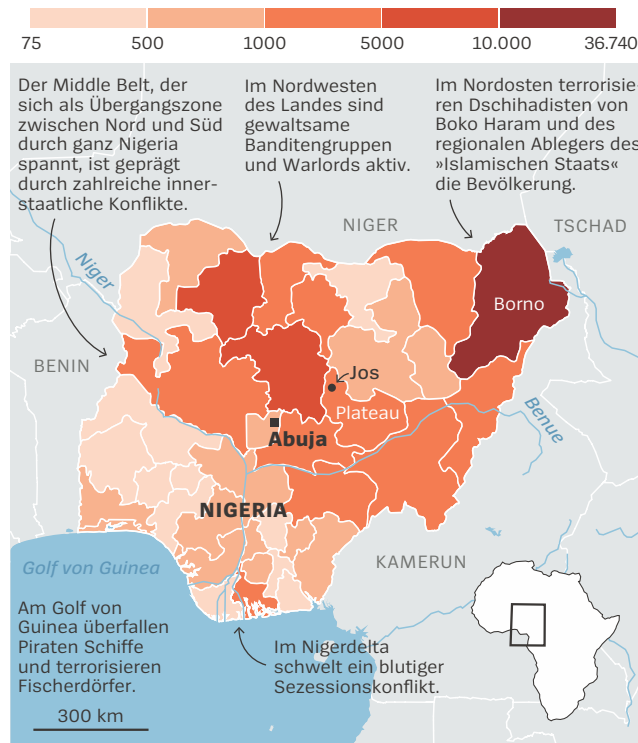
Musas Wunsch nach Versöhnung reicht bis in seine Kindheit. Vor 40 Jahren, er war noch ein Junge, wurde sein Vater erschossen, so schildert er es. Der eigene Bodyguard habe den damaligen stellvertretenden Leiter einer Polizeistation in Jos, der Hauptstadt des Bundesstaates, ermordet. »Hass hat ihn getötet«, sagt Musa. So etwas sollte anderen nicht passieren, beschloss er und wurde Journalist. Aufklärung, glaubte er, könne Frieden schaffen.

Er verfolgte, wie sich die Gewalt in seiner Heimat ausbreitete, und berichtete davon. Es änderte sich nichts, er kündigte. Wurde dann von der US-Botschaft zum International Visitor Leadership Program in die USA eingeladen, von der britischen Regierung ins Vereinigte Königreich, wo er im Jugenddienst hospitierte und Kurse an einem Institut für Friedensforschung belegte.

Im Bundesstaat Plateau gründete Musa 2008 eine Organisation. Er nannte sie Community Peace Observer, Hilfsorganisationen wie USAID unterstützten die Arbeit. Ursprünglich wollte er nur die Spannungen zwischen Viehhirten und Landwirten eindämmen, seinen Erhebungen zufolge sind seit 2001 mehr als 100 000 Menschen in diesem Konflikt

Zerrissenes Land

Todesopfer durch Gewalt im Zusammenhang mit politischen, ökonomischen oder sozialen Missständen seit 2011*



* nach Bundesstaaten, beruhend auf wöchentlichen Erhebungen in nigerianischen und internationalen Medien seit dem 29. Mai 2011

5 • Quelle: Council on Foreign Relations (Nigeria Security Tracker); Stand: Dez. 2022; Karte: OpenStreetMap

gestorben. Inzwischen kümmert er sich um weit mehr.

Dutzende junge Männer und Frauen arbeiten in den Gemeinden für Musa. Sie rufen ihn oft mitten in der Nacht an, wenn wieder Kühe auf fremden Feldern grasen und deswegen Schüsse fallen, wenn Leute entführt, Dörfer geplündert, Frauen vergewaltigt werden. Jeden Tag, sagt Musa, frage ihn seine Frau, eine Lehrerin: »Warum kannst du dein Telefon nachts nicht ausmachen?« Er kann nicht. Sondern eilt los, um zu schlichten. Manchmal mit Erfolg. Wo das Gewaltmonopol des Staats erodiert, sind es Menschen wie Musa, die versuchen, die Ordnung aufrechtzuerhalten.

Rund die Hälfte der Nigerianer würde am liebsten auswandern, stellte das Meinungsforschungsinstitut Gallup schon 2018 fest. Fast täglich dringen apokalyptisch anmutende Nachrichten aus dem Land: Gefängnisausbrüche, Hinrichtungen, Anschläge. Ganze Schulklassen werden entführt, es gibt Babyfabriken, in denen Frauen vergewaltigt und die Säuglinge verkauft werden. Die Armee ist mittlerweile in jedem einzelnen der 36 Bundesstaaten aktiv.

»Die Menschen haben erkannt, dass niemand das Gewaltmonopol hat, also greifen jetzt alle zur Gewalt. Das trägt dazu bei, dass das Land ein ›failed state‹ wird«, sagt der nigerianische Jurist Liborous Oshoma. Und was in Nigeria passiert, hat Konsequenzen für die Region: Konflikte breiten sich über die Grenzen hinweg aus, destabilisieren Nachbarländer wie Niger und Tschad, befeuern die dschihadistische Bedrohung im Sahel.

Schon als das Land vor mehr als 60 Jahren die Unabhängigkeit erlangte, befürchteten seine Führer ein Auseinanderbrechen des Staats mit seinen 250 verschiedenen Völkern. Wie so oft in Afrika waren die Grenzen von den Kolonialherren ohne Rücksicht auf ethnische oder religiöse Trennlinien gezogen worden. Damals sagte der Politiker Obafemi Abolowo: »Nigeria ist keine Nation, es ist bloß ein geografischer Begriff.«

Nun könnte das Land vollends zerbrechen, zusammengehalten wird es vielerorts nur noch von Gier. Wer in Nigeria Geld machen will, benötigt einen rudimentär funktionierenden Staat als Spielwiese für Korruption und Vetternwirtschaft.

Es ist der Anstand, findet Sadeeq Musa, der seinem Land abhandengekommen ist. Am Mittag des nächsten Tages setzt er sich in seinen Wagen, um zu einem Entführungsgeschehen zu fahren, über dessen Freilassung er drei Monate zuvor mitverhandelt hat. Aus dem Fenster blickt er auf Felder voller Hirse, die Äste der Mangobäume hängen tief von der Last ihrer Früchte. Kidnapping, sagt Musa, sei nun auch hier in Plateau zu einer lukrativen Industrie geworden.

In einem sandfarbenen Kaftan wartet Mohammed Tsalha vor einem schweren Metalltor. Einmal die Woche besucht Musa den Raumfahrtingenieur – und hört ihm zu. Tsalha führt die Gäste hinein. Braun gestrichene

Wände, eine Sofagarnitur, Gitter vor den Fenstern. Ein Heim bescheidenen Wohlstands. Tsalha lässt sich in einen Sessel fallen, er ist immer noch unruhig. Wenn er redet, wippt sein rechter Fuß im Takt der Wörter, manchmal überholt er ihn. Musa fragt ihn, wie es ihm gehe. Er werde immer wieder grundlos wütend, sagt Tsalha. Dann erzählt er dem Team des SPIEGEL seine Geschichte. Sie lässt sich nicht überprüfen, ähnelt jedoch in den Details vielen anderen Berichten von Kidnapping in der Region.

Ein leichter Regen fällt an jenem Samstag, der Tsalhas Leben verändert. Es hallt ein Schuss durch den Ort. Tsalha schaut auf die Uhr. Es ist 21.20. Sein Telefon klingelt. Entführer seien in der Stadt, habe ein Bekannter am anderen Ende der Leitung gewarnt. Tsalha erzählt weiter, er habe an jenem Abend zwei Freunde zu Besuch gehabt. Die drei beschließen, das Haus zu verlassen. Schwarz liegt die Nacht über dem Dorf. Sie gehen hinaus, zu dem großen Metalltor in der Umfriedung des Hauses. Zu spät merken sie, dass das ein Fehler ist. Vier Männer stehen vor ihnen, Kalaschnikows in den Händen.

»Auf den Boden«, hätten sie geschrien, so erinnert sich Tsalha. Die Entführer durchsuchen die Taschen, beschlagnahmen die Telefone, treiben die drei Freunde die Hauptstraße entlang in Richtung der Berge. Sieben Stunden lang laufen sie in Sandalen die Hänge hinauf. »Wenn ihr den Mund aufmacht«, sollen die Kidnapper gesagt haben, »bringen wir euch um.«

Sie fordern zehn Millionen Naira, umgerechnet mehr als 20 000 Euro. Tsalha weiß, dass seine Freunde nichts haben: Der eine ist



Journalist Musa im Hirtendorf Rafiki



Milizionäre der Landwirte auf Patrouille

Lehrer, der andere arbeitet für die Stadtverwaltung. Nach Stunden stimmen die Entführer einer Summe von drei Millionen zu. Über Mittelsmänner und mit Musas Hilfe wird das Geld an einen unbekanntem Empfänger überwiesen. Sie kommen frei.

Man habe gerade mal zwei Polizisten hier in der Kleinstadt, sagt Tsalha heute in seinem Haus, während er Musa gegenüber sitzt, »für mehr als 10 000 Menschen«. Keiner von den Polizisten besitze eine Waffe. Gemeinsam mit anderen hat Tsalha deshalb eine Bürgerwehr aufgestellt. Er weiß, dass die Syndikate immer mehr Informanten in den Gemeinschaften platzieren, die ihnen sagen, wen zu entführen sich lohne. »Wir müssen uns selbst um die Sicherheit kümmern. Sonst kommen sie jeden Tag und holen, wen sie wollen«, sagt er, während er seine Hände knetet. Noch immer leide er unter Panikattacken.

Festgenommene Entführer, erzählt Tsalha, könnten sich häufig freikaufen. »Die Polizisten sind ja oft auch involviert.« Andere Polizisten forderten Geld, damit sie ihre Arbeit erledigen. »Das System ist verrottet«, sagt er und schaut auf das Gitter vor seinem Fenster. Musa nickt traurig. Er verspricht, bald wiederzukommen, und steigt in seinen Wagen.

Musa fährt an einem heruntergekommenen Studentenwohnheim vorbei. Die Blechdächer der Häuser zeichnen sich gegen den grauen Himmel ab. Abgase wehen ins Auto. Musa erzählt von einem Sicherheitstreffen, das er am Morgen mit Militärs und Politikern hatte. Er ist wütend, weil sie die Gefahren zu verdrängen scheinen.

Seit Beginn des Wahlkampfs, besagen seine neuesten Erhebungen, hat die Gewalt in Plateau um mehr als 40 Prozent zugenommen. Die Jugend bewaffne sich immer mehr, die Spannungen zwischen Christen und Muslimen werden sich weiter zuspitzen, vermutet er. Mehr als 2700 Tote zählte die NGO The Armed Conflict Location & Event Data Project mit Bezug auf die Wahlen seit Beginn der heißen Phase des Wahlkampfs Ende September. Über 10 000 seit Beginn 2022.

Musas Organisation hat Umfragen in Auftrag gegeben: Im vorvergangenen Jahr sagten 56 Prozent der Menschen, sie hassten die Anhänger der jeweils anderen Religion. Im vergangenen Jahr waren es schon 70 Prozent. Der Landkonflikt ist hier, im Zentrum Nigerias, wo der mehrheitlich christliche Süden auf den überwiegend muslimischen Norden trifft, mittlerweile auch eine religiös befeuerte Krise. Die meisten Hirten sind Muslime, die meisten Landwirte Christen.

Politiker profitierten von dem Konflikt. »Sie profilieren sich vor ihren jeweiligen Glaubensgruppen als Hardliner, beschuldigen die anderen Ethnien, sich mehr vom Kuchen zu nehmen – und gewinnen damit Wahlen«, sagt Musa, während ein Polizist sich seinem Wagen nähert. Der Uniformierte fordert Wegzoll, Musa schreit ihn an, darf schließlich passieren.

Politik ist in Nigeria vielerorts ein Weg, an das Geld aus den Ölexporten zu kommen,

die die wichtigste Devisenquelle des Landes darstellen. Ein durchschnittlicher Senator, erklärt Musa, verdiene horrenden Summen, während Familien mit fünf Kindern manchmal einen Tag lang nichts zu essen hätten. »Unser Problem ist nicht die Armut, unser Problem ist eine Armut des Geistes«, sagt er.

Wenige Tage später fährt Musa nach Rafiki. Die Region nordwestlich von Jos, in der das Dorf liegt, ist ein Epizentrum des Konflikts. Immer wieder kommt es zu schweren Zusammenstößen. Hier vermutet Musa die Täter von Ancha, dem Dorf der frischen Gräber.

Rafiki ist eine Siedlung der Fulani, des traditionellen Hirtenvolks. Rund 280 Familien leben in weit verstreuten Hütten. Motorräder schleichen über die Piste, umkurven die Schlaglöcher. Vor einer Woche gab es wieder Tote. Musa sucht eine Frau, die vor wenigen Tagen ihre Söhne verloren haben soll. Farmer hätten sie umgebracht, heißt es im Dorf.

Er läuft in Richtung eines kleinen Flussbetts. Die trockene Erde staubt unter seinen Füßen. Das Ackerland, auf dem in der Regenzeit Mais, Kartoffeln und Soja angebaut werden, liegt brach. »Der Klimawandel ist einer der treibenden Gründe hinter den Konflikten hier«, sagt er. Im Norden, woher viele der Hirten kommen, breite sich die Wüste aus. Deswegen drängten sie in den Süden.

»Die Leute wissen nicht, wie verheerend die Auswirkungen sie treffen werden. Irgendwann werden die Fulani verstehen, dass sie dabei sind, den Großteil ihres Viehs zu verlieren, riesige Flächen Land. Alles wird vertrocknen.« Rund 350 000 Hektar fruchtbares Land gehen Schätzungen zufolge in Nigeria jedes Jahr durch den Klimawandel verloren. Was wird das für ein Land mit einer derart stark wachsenden Bevölkerung bedeuten? »Krieg«, sagt Musa.

Vor einer Ansammlung von Lehmhütten bleibt er stehen, Zainab Sulaiman hockt auf dem Boden. Ihre Söhne Umar und Idris, 16 und 14, wurden ermordet. Wahrscheinlich aus Rache. Sie erzählt von den Schüssen, die sie gehört hat. Musa bittet sie, ihn anzurufen, wenn es im Dorf Probleme gibt. Viel mehr kann er nicht tun.

Auf dem Rückweg geht Musa an einem verfallenen Schulgebäude vorbei. Kinder haben mit Kohle Sturmgewehre auf die Wände gemalt. Musa sagt: »Eine ganze Generation wächst mit Gewalt auf. Es werden immer mehr Waffen.« Rund 80 000 Sturmgewehre seien allein in Plateau im Umlauf.



Trauernde Mutter Suleiman in Rafiki, Bauer Moses in seinem verbrannten Zuhause in Ancha (aufgenommen durch die zerbrochene Fensterscheibe): Fünf Kühe reichen für ein Massaker



»Eines der religiösesten Länder – und eines der gottlosesten«

Sadeeq Musa, Aktivist

Langsam fährt er an der Straße vorbei, die nach Ancha führt. Von den Soldaten, die das Dorf bewachen sollen, ist nichts zu sehen. »Nach einem Angriff werden Notfallgelder ausgeschüttet, Soldaten losgeschickt. Dann aber müssen die Menschen in den Gemeinschaften die Soldaten versorgen, das Geld wandert in die Taschen der Befehlshaber.« Musa schaut über die sanften Hügel. »Eine Woche später hören wir von den ersten Vergewaltigungen durch die Soldaten.«

Wenn Gewalt ausbricht, reagiere die Regierung entweder gar nicht oder mit übertriebener Brutalität. Die Armee hat zu wenig Soldaten und Ausrüstung, um auch nur im Ansatz der Vielzahl der Konflikte Herr werden zu können. Gleiches gilt für die Polizisten, die oft schlecht ausgebildet und bezahlt werden. Und viele bessern ihr Gehalt auf, indem sie jene berauben, die sie beschützen sollen. Nicht wenige Waffen würden von Polizisten und Soldaten an Kriminelle verkauft, sagt Musa. 2015 verschwanden in Nigeria zwei Milliarden Dollar, die für Waffenkäufe der Regierung bestimmt waren.

Noch ein paar Tage später hat Musa in einem Hotel am Stadtrand die Führer der Hirten und der Bauern versammelt. Sie sollen eine Art Roadmap zu einem Frieden ausarbeiten, ein Abkommen unterzeichnen.

Ein Imam und ein Pastor, die sich früher gegenseitig nach dem Leben trachteten, sind gekommen. Im Namen Gottes rufen sie zum Frieden auf.

»Nigeria ist eines der religiösesten Länder Welt und zugleich eines der gottlosesten«, sagt Musa. Er hört, wie beschlossen wird, besser miteinander zu reden, eine WhatsApp-Gruppe einzurichten. Die Beschlüsse wirken auf Musa beliebig.

Mit blutunterlaufenen Augen sitzt er in einer Ecke. Dann sackt sein Kopf nach vorn, und die Einsicht, die er so verzweifelt zu verdrängen versucht, bahnt sich ihren Weg: »Es wird nicht funktionieren.« Wahrscheinlicher sei, dass es jetzt schwere Angriffe geben wird. »Das ist meistens so nach Friedentreffen.« Warum, weiß er auch nicht. Er geht die Treppe hinunter und tritt ins Freie.

Wenn er überhaupt schlafen kann in der Nacht, plagen ihn Träume. In letzter Zeit erscheinen ihm immer wieder die Männer, die auf dem Weg zu einer Beerdigung niedergeschossen wurden. »Nachdem ich die Leiche eines Mannes gefunden hatte, den sie in Stücke gehackt hatten, konnte ich drei Tage lang nicht klar denken«, sagt Musa.

Verloren wiederholt er den Satz. »In Stücke gehackt.« Dann fragt er: »Warum erschießen sie ihn nicht? Machen es schnell? Nein! Einer trägt eine Machete, einer eine Axt, und dann hacken sie von hinten und vorn.«

Musa schaut in die Ferne, über das trockene, harte Land. Er weiß, dass er einen Kampf führt, den er nicht gewinnen kann. Doch er wird nicht aufhören. ■